

Norbert Jung, Berlin/ HNE Eberswalde

Wie wir uns finden...

Zur Natur der Geschlechter und zum Geschlechterbild in der Psychotherapie

Zusammenfassung

Ein realistisches Bild von Mann und Frau wird behindert durch Missverständnisse und Abwehrprozesse seitens der Vertreter eines milieutheoretisch- lerntheoretischen Menschenbildes (Sozialisationsdogma). Dieses im Mainstream unserer Gesellschaft herrschende Geschlechterbild, gekennzeichnet durch das Ersetzen des Begriffes „Geschlecht“ durch „gender“, kann infolge unreflektierter Konformität von Therapeut und Patient - einem primär unbewussten Prozess - zu Verzerrungen im therapeutischen Prozess führen.

Der Beitrag versucht daher, oft auftretende Missverständnisse zu benennen und aufzulösen. Das geschieht u.a., indem Grundprinzipien des Gewordenseins des Lebens (Evolution) dargelegt und die außerbewussten Funktionen der Gen-Umwelt-Interaktion im Zuge der Menschwerdung verständlich gemacht werden, die seit mindestens 200 000 Jahren unsere heutige genetische Ausstattung prägten. Die damit verbundene persönlicher und kollektive Kränkung, nicht göttlicher Widerschein durchweg freien Willens, sondern wunderbares Ergebnis einer in uns sinnvoll wirkenden Natur zu sein, wird benannt.

Anhand wesentlicher aktueller evolutionspsychologischer und soziobiologischer Erkenntnisse der Partnerwahlmechanismen des Menschen wird der Sinn der Unterschiedlichkeit der Werbungs- und Verhaltenstendenzen bei beiden Geschlechtern (funktional wie emotional) verständlich gemacht (z.B. „parental investment“ und „handicap“). Die Grundmuster von Partnerwahlprinzipien bei Mann und Frau werden konkret aufgeführt, teilweise auftretende Diskrepanzen zu bewußten Erklärungen eigenen Handelns benannt (real anders handeln als zu handeln glauben).

Das führt zu einer notwendigen und begründeten Kritik am ursprünglichen „gender“-Begriff und dem damit verbundenen reduktionistischen Menschenbild, u.a. durch die notwendige Unterscheidung zwischen Universalien (kulturvergleichend) und gesellschaftlichen Bewertungen (Normen). Fragen die in der therapeutischen Praxis reflektiert werden sollten, werden formuliert. Der Anhang bringt eine Übersicht einiger universaler Geschlechterunterschiede des Verhaltens.

Klippen und Missverständnisse

Bei der Annäherung an das Thema kam ich mir zunehmend wie Odysseus vor, ein Schiff zwischen einer zunehmenden Zahl von Klippen hindurchsteuern zu müssen, an denen man anecken kann. Anecken kann bedeuten: Das Ziel der Reise wird nicht erreicht.

Die Klippen hatten Namen, die aus den Alltagserfahrungen auftauchten (einige auch aus der Großgruppe am Vortag), wie : geistiger Mainstream – politische Gender-Korrektheit - Biologismus – Soziologismus – Eva Herman – uneingestandener Konformismus und gesellschaftliche Indoktrination – Neurobiologie – Vorbildnot der Nachkriegsgenerationen – Ratlosigkeit – das wortlose Unbewusste in uns – Glaubenssätze und Realität – Natur des Menschen – die vaterlose Gesellschaft – „Entfremdung“ - Vermächtnis der Eltern. Das Auftauchen weiterer Klippen ist zu vermuten; diejenigen mit Namen Mainstream, Normdruck und Konformität sind am tückischsten.

Dieses Bild impliziert die Metapher: Der Passagier richtet sich gerne nach dem Kapitän, der Erfahrung und Verantwortung hat.

Für den therapeutischen Prozess kennen wir das aus der Praxis: die Möglichkeit unbewusster Tabu-Komplots zwischen Therapeut und Patient, entstanden aus unreflektierter gesellschaftlicher Konformität. Das meint in unserem Zusammenhang das Tabu, biologisch entstandene Unterschiede zwischen den Geschlechtern in Verhalten, Gefühlslagen, Reaktionsneigungen, Wahrnehmung, Denkstilen und Bedürfnissen zu akzeptieren.

Bei diesem Thema muss befürchtet werden, Missverständnisse zu produzieren. Deren Quellen sind erfahrungsgemäß einerseits unterschiedliche Menschenbilder (z.B. Mensch als reines Lern- und Vernunftwesen, reines Sozialisierungsprodukt vs. biopsychosoziale Wesenhaftigkeit), andererseits ein unterschiedliches Verständnis gleicher Begriffe (semantische Klischees). Beides mag einfach auch aus Unkenntnis entstehen. Aber auch die natürliche Schwäche unseres Gehirns für Schwarzweiß-Alternativen trägt sicher seinen Teil dazu bei.

Um die evolutionären Hintergründe unseres Seins zu bündeln, muß hier vorerst auf wesentliche Grundzüge *vereinfacht* werden. Dennoch ist bei interdisziplinärem Bemühen die Hoffnung auf Brücken zwischen den Verständnissen berechtigt.

Was ist biologisch? Häufige Mißverständnisse

Niemand zweifelt daran, dass unser Aussehen genetisch bedingt ist. „Ganz der Papa“ ist ein Ausdruck genetischen Stolzes. Aber das Verhalten? Obwohl man zumindest für schwieriges Verhalten von Kindern im Alltagsverständnis schnell einmal ein ungeliebtes Familienmitglied verantwortlich macht (das hat er doch vom Papa!), wird dies doch nicht unbedingt als ererbt verstanden – was es ja auch nie vollständig ist (s.u.). In Pädagogik und Sozialwissenschaften wird Ererbtheit von Verhaltensanlagen jedoch in weiten Kreisen für fragwürdig erklärt.

Einige Missverständnisse will ich zu Beginn richtig zu stellen versuchen.

Missverständnis 1: *„Ein Verhalten ist entweder angeboren oder erlernt.“*

Konrad Lorenz (1973) hat sehr ausführlich dargestellt, dass die verschiedenen Formen des Lernens bei Tier und Mensch adaptive Modifikationen angeborener Verhaltenstendenzen bzw. –programme sind, die der Optimierung der biologischen Fitness (höchstmögliche Weitergabe der eigenen Gene) dienen: „Kein einziger Lernvorgang kann verstanden werden, wenn man nicht das ganze System kennt, dessen adaptive Modifikation er bewirkt.“(S.153).

Die vereinfachte biologische Korrektur wäre: *Jedes* erlernte Verhalten ist die adaptive Modifikation einer genetisch angelegten Verhaltenstendenz (cf.Turkheimer 2000, Voland 2007). Instinktverhalten wird auch bei Tieren fast immer durch Lernen an konkrete Situationen angepasst.

Missverständnis 2: *'Ist ein Verhalten genetisch fixiert, müsste es immer und überall auftreten.'*

Es besteht sicher kein Zweifel, dass menschliches Sexualverhalten angeboren ist. Dennoch wird es konkret erst nach der Pubertät und in vollem Maße erst beim Auftauchen von Geschlechtspartnern entfaltet und sehr schnell durch Lernen modifiziert (Sozialisation).

Missverständnis 3: *'Genetisch fixiertes Verhalten ist immer fertig und tritt stets spontan auf.'*

Dass wir bei schweren Arbeiten mit der Hand Schwielen bekommen können, ist zweifellos angeboren. Wir bekommen sie aber erst sinnvoll durch Interaktion mit einer besonderen Umweltsituation, und sie verschwinden bei Fehlen der Situation (Buss 2004).

Doris Bischof-Köhler (2006) fand in Diskussionen zum Geschlechterthema insbesondere drei Missverständnisse, die einer sozialwissenschaftlichen (gewollten?) „Hörweise“ evolutionspsychologischer Befunde entspringen.

1. *„Veranlagung bedeutet Festgelegtsein, denn an der Natur kann man nichts ändern“ (s.o.)*

Dieses mechanistische Verständnis des Lebendigen verkennt, dass Biologisches stets in Grenzen plastisch ist, um *Anpassung* an konkrete Umweltgegebenheiten zu ermöglichen. Lernen als *biologischer Mechanismus* hat sich evolutiv als genetisch fixiertes Verhaltensmuster zur *Modifikation* der genetischen Programme entwickelt (s.o.).

2. *„Wenn man Geschlechtsrollen als naturgegeben akzeptiert, erhebt man sie damit auch zur gesellschaftlichen Norm; Abweichungen wären dann als „naturwidrig“ verpönt.“*

Hierzu wäre der Literaturwissenschaftler Karl Eibl (2004) zu zitieren: „Universalien und Normen sind zwei verschiedene Paar Schuhe“. Biologische Konstituenten der Geschlechterrollen sind Universalien, d.h. der Spezies Homo sapiens auf der ganzen Welt eigen, während Normen kulturbürtige Vereinbarungen sind. Die Einhaltung von Normen muss in der Gesellschaft immer wieder kontrolliert, angemahnt und z.T. erzwungen werden. Biologische Universalien setzen sich, wenn nicht gesellschaftliche Normierungen dies *unterdrücken*, von selber durch. Bewertungen einer Verhaltensweise erfolgen kulturell normativ (Ablehnung, Diskreditierung, Verbot vs. Annahme, Förderung, Idealisierung). Das biologische Verständnis fragt („wertungsfrei“) nach der Funktion, nicht nach gut oder böse.

3. „*Natürliche Geschlechterunterschiede zugeben hieße, Männern Eigenschaften zubilligen, die den Frauen fehlen. Daraus ließe sich das Recht ableiten, Frauen als „minderwertig“ zu diskriminieren.*“ Einerseits würde dies umgekehrt ebenfalls gelten: Frauen haben etwas, das Männern nicht in dem Maße haben. Andererseits gilt hier das eben über Normen Gesagte: Wenn ein Philosoph nicht oder schlecht Ski fahren kann oder im Haushalt zwei linke Hände hat, so würde man ihn normalerweise doch deswegen nicht seitens der Skifahrer oder handwerklich Geschickten als „minderwertig“ diskriminieren! Wenn jemand aus Veranlagung gut singen kann und dazu noch ein absolutes Gehör hat, so wird man nicht alle diejenigen diskriminieren können, denen dies nicht gegeben ist. Ob vorhandene Geschlechterdifferenzen akzeptiert und als *gleichwertig* und damit *gleichberechtigt* und gleich geachtet werden oder nicht, entspringt gesellschaftlich-normativen Werten! Das Problem liegt nicht in der Frage, *ob* es biologische Geschlechterunterschiede gibt oder nicht, sondern *wie* die Gesellschaft diese respektiert, achtet und zum Wohle aller entwickeln und entfalten hilft. Man darf vermuten, dass solche Missverständnisse von unbewussten Ängsten diktiert werden, die wohl aus chronischem Mangel an Bestätigung in Familie und Gesellschaft stammen. Auch behavioristisches Grundverständnis des Menschen dürfte nicht unerheblich dabei mitspielen.

Thesen zur Natur der Geschlechter

Evolutionsbiologie, Humanethologie, Evolutionäre Psychologie und Neurobiologie haben in den letzten vier Jahrzehnten enormes Material herangeschafft. Die Ergebnisse sind für einige vielleicht enttäuschend, denn sie erscheinen und uns aus der Alltagserfahrung doch sehr vertraut.

Ich versuche ein paar Thesen:

These 1 wäre schon eine Korrektur des Titels „Wie wir uns finden...“:

Wenn wir meinen, dass wir uns bewusst finden, irren wir uns weitgehend.

Nicht *dieses* „Wir“ lässt uns einander finden, sondern zum großen Teil *außerbewußte* Anteile des ES, also biologische Programme (vgl. dazu auch Badcock 1999). Das meint nicht (nur?) jene Kollusionen, die Jürg Willi (1975) so populär beschrieben hat, sondern noch tiefer liegende, aus mindestens rund 200 000 Jahren Anthropogenese des modernen Homo sapiens stammende genetisch selektierte und verankerte Verhaltenstendenzen, die sich über diese Zeiträume als vorteilhaft erwiesen (wahrscheinlich aber sehr viel länger). Diese wortlosen, genetisch codierten Verhaltensantriebe im Unbewussten *benutzen*, so sehen es Psychodarwinisten und Evolutionspsychologen, die uns bekannten psychischen Mechanismen, um mittels situationsangepasstem Verhalten und Kommunikation ihr Ziel –möglichst weite Verbreitung der jeweiligen Gene- zu erreichen. Sie sind heute unverändert in allen Kulturen mehr oder weniger über das Verhalten nachweisbar. Es drängt sich durch die stürmische Forschung immer mehr die Vorstellung auf, dass das Genom im Wesentlichen „sein“ leibseelisches Individuum so lenkt, dass es in möglichst vielen Nachkommen weiterwirken kann (DAWKINS 1978). Um dies zu verstehen, ist die Unterscheidung von *ultimaten* und *proximaten* Faktoren wichtig:

Ultimate Faktoren sind solche, die die Funktion eines Merkmals, seinen Zweck erklären, warum und wie es sich in der Evolution entwickelt hat und wie es hilft, die eigenen Gene per Fortpflanzung auszubreiten. Beispiel Partnerwahl: Finden von Partnern mit möglichst „guten Genen“, um eine möglichst verlustarme Nachkommenschaft zu garantieren (Verluste: Krankheit, Tod, mangelnde Vitalität etc.). *Proximate Faktoren* sorgen dafür, dass die ultimativen Ziele mittels geeigneter Verhaltensmechanismen in Wechselwirkung mit der gegebenen Umwelt erreicht werden (u.a. durch das Lernen!). Es sind also die exekutiven Instrumente, mit denen die ultimativen Ziele erreicht werden sollen.

Ultimatives Ziel der Fortpflanzung bspw. ist das Finden eines Partners mit guten Genen für meine guten Gene, um gesunde gemeinsame Kinder mit guten Genen zu zeugen und optimal aufzuziehen. Der proximate Weg dazu wäre die Suche nach einem Partner mit guter Immunstärke, Gesundheit und physiologischer Robustheit. Diese genetischen Eigenschaften müssen wiederum mit äußerlich wahrnehmbaren körperlichen und Verhaltensmerkmalen korrelieren, da sonst in der Partnerwahl die guten inneren Eigenschaften nicht von den schlechteren unterschieden werden können (echte Signale). Die äußeren Merkmale (Signale) müssen also die inneren Eigenschaften widerspiegeln. So wählen Männer bei Frauen bevorzugt Schönheit (symmetrisches Gesicht: Immunplastizität durch hohe Gendurchmischung), schöne Haut und Haare (körperlich-physiologisch Gesundheit) und hohen Hüfte-Taille-Index (reproduktive Stabilität). Frauen bevorzugen maskulines, symmetrisches Gesicht (Immunfähigkeit, Testosteron), gute Haut und Muskeln (körperliche Gesundheit, „Stärke, Potenz“ s.l.), hohen Status, Intelligenz, Humor, Sportlichkeit/Tanzfähigkeiten, Musikalität, Kinderliebe, Zuverlässigkeit u.a., allerdings unterschiedlich selektiert durch die Motivationen Kurzzeit- oder Langzeitpartnerschaft (Buss 2004, Schwab 2010).

Zu den proximativen Faktoren gehört eben auch die Lernfähigkeit (Erfahrung), wie man diesen begehrten Partner im gegebenen kulturellen Umfeld für sich gewinnen kann. Gerade an dieser Stelle zeigt sich die psychobiologische Schnittstelle zwischen Umwelt und Genom: Wie wir aus Alltag und Therapie wissen, reicht die Lernfähigkeit nicht aus. Es müssen auch geeignete Lernvorbilder und -situationen vorhanden sein: Eltern, Verwandte, Freunde etc. Die Evolution hat unsere Verhaltenstendenzen für ein vielfältiges soziales Netz zugeschnitten, das wir in der heutigen Zeit immer weniger vorfinden: Der Mensch ist von Natur aus Kulturwesen (Gehlen 2004). Ein Verhalten kann nur kulturell *hervorgerufen* werden, wenn es biologisch als Verhaltenstendenz oder Motivation angelegt ist (cf. Voland 2007)

Unserem Bewusstsein und vermutlich auch Unterbewusstsein sind überwiegend die proximativen Faktoren zugänglich, die ausführenden Mechanismen, kurz: unser reales Verhalten. Das dahinter Liegende sehen wir nicht. Das ist verständlich, denn die ultimativen Faktoren sind die tiefsten Prinzipien allen Lebens. Die Weiterführung der These könnte grob vereinfacht lauten:

Unsere Natur lebt uns. Zur Außenweltsteuerung hat das Bewusstsein die Aufgabe einer letzten Feinabstimmung unter Berücksichtigung der aktuellen Umwelt und der vorhandenen Erfahrungen, vor allem durch die Lenkung und Hemmung von Impulsen (s. Neurobiologie). Während die unter- und außerbe-

wussten Instanzen des Gehirns rund 100 Millionen bit/s verarbeiten, kann das neocorticale Bewusstsein maximal 100 bit/s umsetzen (Keidel 1989 in Stengel 1999, Nørretranders 1997) !

Wenn wir diese Begrenzung von Bewusstsein und Willen für uns persönlich in Rechnung stellen, müssen wir wohl Kränkungen hinnehmen, Abwehr ist wahrscheinlich. Der Frage nachzugehen, was denn da gekränkt ist, muss jeder für sich entscheiden. Geschieht dies als kollektive Kränkung, so entsteht leicht als Abwehr eine gesellschaftliche Norm gegen die ängstigende Wirkung der Vorstellung von natürlichen und unbewussten Strebungen in uns. Dieses normativ im geistigen Mainstream herrschende Dogma heißt: der Mensch ist ausschließlich Produkt seiner Lern- und Sozialisationsgeschichte. Man erinnere sich hier, dass Sigmund Freud drei großen *Kränkungen* der Menschheit formuliert hat: Das heliozentrische Weltbild Kopernikus', das den Menschen und seine Erde aus dem fixen Mittelpunkt des Universums herauskatapultiert hat, die Abstammungstheorie Darwins, die den Menschen nicht als direkt vom Schöpfer erschaffen, sondern aus „niederen“ Lebewesen entstanden darstellte, und die Dominanz des Unbewussten in der Psychoanalyse Freuds, die behauptete, dass das Individuum nicht Herr im eigenen Haus ist. Da Freud glühender Anhänger Darwins war und Teilen des Unterbewussten phylogenetischen Ursprung beimaß, hängen die letzten beiden Kränkungen vielleicht eng zusammen, wie dies Psychodarwinisten darstellen (s.Badcock 1999).

These 2:

Aus dem eben genannten unbewussten (außerbewussten) Grunde erklären wir uns und anderen unser Handeln anders, als ES¹ in uns tatsächlich entscheidet und wir tatsächlich handeln.

Denn unser Bewusstsein setzt uns unter Erklärungszwang, unabhängig davon, ob wir die realen Ursachen kennen oder nicht.

Wir glauben uns anders zu finden, als wir wirklich zueinander finden. Lediglich unsere Gefühle scheinen zuweilen bescheid zu wissen.

In einer jüngst veröffentlichten Studie (Todd et al. 2007) wurden bei einem speed-dating in München, bei dem man in kurzer Zeit mehrere potentielle Partner zur späteren Wahl treffen konnte, die männlichen und weiblichen Teilnehmer vor dem Treffen nach den Kriterien für ihre Partnerwahl per Fragebogen befragt (z.B. „muss zu mir passen“, „innere Werte“). Nach der getroffenen Wahl wurden die Merkmale der dann real gewählten Partner bzw. Partnerinnen mit diesen Kriterien verglichen. Es wurde die bisher bereits von den Evolutionspsychologen bekannte Aussage bestätigt: Die Frauen wählten real ihre Wunschpartner im Wesentlichen nicht nach den angegebenen Kriterien, sondern nach *Status, körperlicher Gesundheit und Sicherheit* („gute Gene“), waren allerdings wählerischer als die Männer (was evolutionsbiologisch Sinn macht). Die Männer wählten (ebenso wenig kriterientreu) nach *körperlicher Schönheit und Wohlproportioniertheit* und waren weniger wählerisch. Frauen verglichen zudem durch Selbsteinschätzung ihre Chancen mit der Attraktivität des Mannes („wenn schon nicht so gute Gene, dann doch wenigstens gutes Engagement für die Nachkommenaufzucht“, s.u.), während Männer stets nach der attraktivsten Frau strebten.

„Es besteht ein Unterschied zwischen dem, was die Leute behaupten zu wollen, und dem, was sie sich

¹ inclusive der das ES konstituierenden biologischen Antriebe

dann aussuchen" sagte der Leiter der Studie, Peter M. Todd.

Bei anderen können wir das vielleicht so hinnehmen, aber bei uns selbst? Nie !!!

Möglicherweise deutet dies in unserer Gesellschaft darauf hin, dass in unseren bewussten Erklärungen auch vor uns selbst eine durch gesellschaftliche Indoktrination entstandene *soziale Erwünschtheit* und damit unbewusste Konformität in den Vordergrund rückt. Unsere wahren Gründe müssen verborgen bleiben, da bei ihrer Entdeckung soziale Diskreditierung und Entwertung droht, phantasiert als Verlust sozialer Existenz. Unserer Natur zu folgen, unterliegt in unserer Gesellschaft normativ negativer Bewertung und wird als „primitiv“ angesehen. So muss man - unbewusst - gesellschaftlich anerkannte Gründe (höhere Werte) zur Erklärung finden, auch wenn sie nicht stimmen.

Diese Befunde decken sich mit den Ergebnissen einer Studie von David M. Buss 1989 in 37 verschiedenen Kulturen (Buss 2004).

These 3:

Das evolutionstheoretische Konzept besagt, dass diejenigen Gene in den Nachkommen erhalten bleiben, die ihrem Träger alles mitgeben, um sich in den wechselnden Umweltverhältnissen möglichst erfolgreich fortzupflanzen.

Wenn das *nicht* passierte, waren die Gene weniger geeignet und automatisch weg vom Fenster. Es blieben nur die fitten Genome übrig - und die sitzen hier im Saal (bzw. vor diesem Buch) !

Keiner der tausenden Vorfahren der heutigen Menschen starb durch Krankheit, Sturz von Felsen, Raubtiere oder andere Menschen infolge Unachtsamkeit, Impulsivität, Ungeschick, vielleicht auch rituellen Fauxpas' (Normverstöße) oder auch mangelnder Intelligenz, bevor er nicht wenigstens ein Kind zeugte.

Es liegt also ein hoher Selektionsdruck auf Genen zur *Optimierung* auch eines Verhaltens, das uns bei der Partnerwahl zu „*guten Genen*“ führt. „Gute Gene“ sind u.a. Genkombinationen, die eine hohe Immunplastizität und entsprechend flexible Reaktivität auf Krankheiten und Parasiten versprechen. Die moderne Medizin, die dem steten Absinken der Infektionskrankheiten seit 1969 einen steten Anstieg der Autoimmunkrankheiten gegenübergestellt sieht, beginnt erst zu begreifen, welche immense und dynamische Immunleistung der Körper im Ökosystem des Verdauungstraktes (wie auch auf der Hautoberfläche) gegenüber einer enormen und wandelnden Vielfalt von Krankheitserregern zu bewältigen hat (cf. Schuh 2008). Diese Immundynamik ist überlebenswichtig, wird aber durch die kompensierenden Möglichkeiten der Medizin heute vorerst kaschiert.

Paart sich ein Individuum mit „guten“ Genen mit einem anderen mit „schlechten“ Genen, dann sinkt die Existenzwahrscheinlichkeit seiner Nachkommen. Daher gehen Schimpansenfrauen, vor allem in kleinen inzestbedrohten Gruppen, heimlich zur Nachbargruppe „shopping for good genes“, wie die Forscher sagen und kehren dann zurück (Inzest verringert genetische Variabilität und damit Fitness). Bei patrilinearen Primatenarten wandern sie zu den Nachbarn ab.

Gute Gene aber kann man nicht sehen. Wie findet man sie also? Man muss –genetisch getrieben! - am anderen Geschlecht Merkmale wahrnehmen und emotional positiv *bewerten*, die mit „guten Genen“ gekoppelt sind. Denn bspw. eine hohe Immunplastizität, die für eine erfolgreiche Aufzucht der Nach-

kommen lebenswichtig ist, sieht man nicht direkt, sie korreliert aber mit Symmetriemerkmale des Gesichts. Da bei Tieren dieses Prinzip der Korrelation äußerer Merkmale (z.B. prächtige Federfarben) mit genetischen Vitalitätseigenschaften auch gilt, muß tradiertes Lernen (Sozialisation) als Ursache weitgehend ausgeschlossen werden.

Partnerwahl: Gemeinsame Interessen - unterschiedliche Interessen

Wenn wir hier Gründe aufführen, können es nur solche sein, die in *der* Phase der Menschwerdung eine wirksame Rolle spielten, die unsere Verhaltenstendenzen und emotionale Auslösemuster geprägt hat. Unter dem Fortpflanzungsaspekt haben Mann und Frau Gemeinsamkeiten und deutliche Unterschiede in den Partnerwahlstrategien.

Gemeinsamkeiten:

- Beide brauchen einen Geschlechtspartner, um ihr Genom mit neuen und „guten“ Genen anzureichern. Der Effekt: Steigerung der Immunplastizität, stets neue Entstehung von Individualität und damit Erweiterung der ökosoziale Plastizität in der Population (Adaptivität)
- Aus den ultimativen Gründen müssen beide den Partner so wählen, dass die *eigenen Gene* eine große Überlebenschance haben. Wenn das Gen ein Ich wäre: Der Partner soll für meinem Vorteil geeignet sein. Systemisch würde das eine Win-win-Situation bedeuten.
- Beide Individuen müssen mit der Partnerwahl gute Gene „einkaufen“ und gegen die Konkurrenz gewinnen. Hier sprechen die Biologen vom „reproduktiven Wert“ eines Partners, ein Begriff, mit dem Psychologen bedingt durch ihren Beruf heftige Probleme kriegen können: hier ist keine kulturell-normative Stigmatisierung oder Wertschätzung gemeint, sondern der biologisch-funktionale Wert., der durch gesellschaftliche Bemühungen letztendlich nicht hintergebar ist.

Unterschiede:

Es gibt evolutionspsychologisch klare Gründe dafür, dass Mann und Frau äußerlich und innerlich unterschiedlich sind. Da die Frau durch die Schwangerschaft für nur *ein* Kind eine im Vergleich zum Mann ungleich höhere Investition bei gleichzeitig erhöhter existenzieller Verletzlichkeit aufzuwenden hat, muss sie danach streben, diese Last auf zwei Schultern zu verteilen (Kosten-Nutzen-Prinzip). Sie sollte also bei einer Langzeitwahl beim Mann körperliche und psychische Merkmale wählen, die seine Bereitschaft dafür signalisieren. In den 9 Monaten der Schwangerschaft könnte der Mann demgegenüber seine Gene viel öfter verbreiten, die der Frau könnten infolge mangelnder Hilfe erfolglos sein. Das wäre zu verhindern.

In der Stammesgesellschaft, die unsere genetische Ausstattung geprägt hat, s.o., sind zudem gar nicht so viele Frauen verfügbar, weil viele von ihnen Kinder haben und daher als reproduktionsfähiger Geschlechtspartner nicht in Frage kommen. Es herrschte also immer Frauenmangel und daher Männerkonkurrenz. Zudem sollte er, wenn er schon bei seiner Frau bleibt, sicher sein, dass es auch sein Kind ist, für das er sorgt. Das ist ein Grund, sie zu behüten (sexuelle Eifersucht) und Treuefähigkeit zu tes-

ten. Darüber hinaus, und hier kommt die kulturelle Ebene ins Spiel, sollten beide Partner idealerweise in dem anderen Partner zusätzlich Eigenschaften wählen, die der Gewährleistung der optimalen kulturellen Entwicklung der erzeugten Kinder u.a. durch Weitergabe von umweltbezogenen Traditionen, Techniken, Wissen usw., wahrscheinlich auch Statusvorteil dienen.

Insgesamt wird all dies unter der Theorie des „parental investment“, also der elterlichen Investition in die Kinder, zusammengefasst, die die ursprüngliche Quelle für all unsere Unterschiedlichkeit ist (Trivers 1972). Es gibt bisher keine Befunde, die ernsthaft belegen können, dass dies durch Selektion verloren gegangen sein und ausschließlich durch gesellschaftliche Mechanismen ersetzt worden sein könnte. Und es kommt uns ja auch merkwürdig vertraut vor. Der Philosoph Michael Schmidt-Salomon (2001) vereinfacht die Sexualstrategien von Mann und Frau auf die solchermaßen evolutionspsychologisch begründete Formel, etwas plakativ: „*Männchen zielen auf eine möglichst hohe Quantität, Weibchen auf eine möglichst hohe Qualität der eigenen Nachkommenschaft.*“ Soziale und psychologische Entwicklungsfaktoren modifizieren die, können es aber nicht grundsätzlich ändern.

Schmidt-Salomon (2001) zitiert dazu die folgende Anekdote:

Calvin Coolidge, der 30. Präsident der Vereinigten Staaten und seine Gattin wurden einmal durch eine staatliche Musterfarm geführt. Als Frau Coolidge dort einen heftig mit einer Henne kopulierenden Hahn entdeckte, erkundigte sie sich, wie oft der Hahn seiner Pflicht nachkomme. "Dutzende Male täglich", lautete die Antwort. Die First Lady schwieg einen Moment, dann sagte sie: "Bitte sagen Sie das dem Präsidenten!" Als dieser wenig später ebenfalls an das Gehege geleitet wurde und von der enormen Potenz des Hahnes erfuhr, zog er die Augenbrauen hoch und fragte: "Immer mit derselben Henne?" "Nein, jedes Mal eine andere", wurde ihm mitgeteilt. Die Augen des Präsidenten blitzten: "Sagen Sie das doch bitte meiner Frau!" Cum grano salis gilt dies wohl.

Grundmuster der Partnerwahl

Die nach den vorliegenden Studien festgestellten Grundmuster, wie wir uns finden oder eher suchen, sollen im Folgenden dargestellt werden. Dabei sind das Suchen und Finden, das Bevorzugen ganz bestimmter körperlicher und behavioraler Merkmale des Partners der *äußere Vorgang*, das „Begehrenswert finden“, „Gücklich sein“ (wenn man es gefunden hat) die bewertende Widerspiegelung, der *innere Vorgang*.

Um erneuten Missverständnisse vorzubeugen, muß hier von *Grundmustern* gesprochen werden, die durch kulturell-normative und lebensgeschichtlich-psychologische Einflüsse in Grenzen modifiziert werden. Hier bedarf es als verbindendem Brückenschlag der epistemologischen Erkenntnis, daß der Mensch in jedem Moment gleichzeitig aus mehreren Quellen heraus lebt und handelt: den biologischen, kulturell-tradierten und individuell-lebensgeschichtlichen². Schon auf der biologischen Ebenen sind die Verhaltensintentionen je nach Umweltsituation adaptiv variabel, was man als Mehrstufigkeit der Merkmalsselektion bei der Partnerwahl veranschaulichen kann. Kommt bspw. eine Frau in eine Verführungssituation, in der nicht sicher ist, dass sie diesen Partner auf eine gewisse Dauer behalten wird, so wählt sie primär Merkmale, die eine gute genetische Ausstattung (Gesundheit, Vitalität etc. =

² incl. seiner Werte und Sinnggebung

Attraktivität) signalisieren. Legt sie es – unbewusst oder bewusst – auf Dauer (Partnerschaft, Ehe, Familie) an, muss der Partner idealerweise weitere Merkmale aufweisen, wie echte Signale von Verlässlichkeit (Treue), Ehrlichkeit, Fürsorglichkeit (Partner- und Kinderliebe), Zugang zu materialien und kulturellen Ressourcen (Wohlstand), Kreativität (z.B. Musikalität). Der Grund ist das Prinzip des „parental investments“ (s.o.). Die hier wiedergegebenen Erkenntnisse sind durch zahlreiche, auch kulturvergleichende Untersuchungen untermauert (vgl. Buss 2004).

Weibliche Partnerwahlkriterien

- **Gesundheit , Vitalität**

Gesundheit weist auf genetisch hohe Immunfähigkeit und damit gute Vitalität der Kinder. Dies ist bei beiden Geschlechtern ein zentrales Kriterium, logisch: Man möchte *gute Gene* einkaufen.

Wie erkennt die Frau das bei der Auswahl? Als Modell mag hier der Pfau dienen: Es wurde festgestellt, dass weniger gesunde Hähne blässere Schmuckfedern haben. Die Weibchen bevorzugen die Hähne mit den farbenprächtigsten Federn, ohne diese Zusammenhänge zu wissen.

Beim Menschen sind die entsprechenden Merkmale die *Symmetrie des Gesichtes* und gesund aussehende Haut. Asymmetrie korreliert mit gesundheitlichen Schwächen, genetischen Engpässen etc.

Weiterhin bevorzugen Frauen das Merkmal „*kräftiger Knochenbau*“ (Kiefer, Wangenknochen, auch Körper). Dieses Merkmal korreliert mit dem Testosteronspiegel: Testosteron bedeutet aber nicht nur sexuelle Potenz und Spermienqualität, sondern auch Aggressivität (Verteidigungsfähigkeit, Sicherheit). Hohe Testosteronwerte können sich zudem nur Männer mit guter Gesundheitspotenz leisten, da erstere an sich das Immunsystem belasten (Buss 2004)! Wer trotz dieser Immunbelastung vital ist, hat ein starkes Immunsystem.

Attraktionsfaktoren sind also alle Anzeichen hoher *Vitalität*. Auch hier dient der Tiervergleich als Modell: Wenn bei manchen Vögeln die Männchen kapriziöse und kraftaufwendige Balzflüge präsentieren, dann zeigen sie damit dem Weibchen, dass sie in puncto Vitalität mehr als nur das Pflichtprogramm drauf haben. Beim Homo-sapiens-Mann gehören dazu Humor, spielerische Fähigkeiten, Musikalität, Tanz, Geschicklichkeit, kraftstrotzende Spiele, Intelligenz, Risikoverhalten, Erfindungsreichtum etc. Für die Frau ist das ein Hinweis darauf, dass der Mann noch Vitalitätsreserven über die normale Existenzsicherung von Frau und Kind hinaus hat. Das kann (bzw. konnte in der Menschwerdung) dann entscheidend werden, wenn sich Umweltverhältnisse (ökologisch oder sozial) so sehr verschlechtern, dass nur ein überdurchschnittlicher Aufwand die Nachkommenschaft, in die die Frau ja hohe Investitionen steckt, sichert.

Diese biologische Tendenz wird als „*Handicap-Prinzip*“ bezeichnet (Zahavi 1975, Übersicht bei Nørretranders 2006): Wer – wie der Pfau mit seinen fluchtbehindernden Prachtfedern – ein echtes Handicap vorweist und dennoch lebensfähig, gesund und kulturfähig bleibt, hat eine gute genetische Ausstattung und ist auch für die Aufzucht der Kinder und die Gründung einer Familie geeignet.

- **Athletische Fähigkeiten**

In der Tierreihe ist körperliche Kraft als männliches Attraktionsmerkmal sehr weit verbreitet: Es

weist auf Schutz- und Verteidigungsfähigkeit der Männer für Frauen und Kinder hin. Große kräftige Männer werden von Frauen ungeachtet ihrer wahren sonstigen Fähigkeiten im Sinne eines Halo-Effektes positiver attribuiert als kleinere (Schumacher 1980 u.a.). Stehen Ehemänner als Verlierer da, sind sie eine emotionale Belastung für ihre Frauen. Athletische Fähigkeiten haben hat in der Partnerwahl eine Doppelfunktion: Sie wirken einerseits attraktiv auf Frauen und sind zudem abschreckend für Rivalen (Furcht einflößend). Frauen bevorzugen dieses Merkmal in allen Kulturen – bis auf sehr wenige Einzelfälle. In einer von Antweiler (2007, S.195) aufgeführten Studie traf diese Bevorzugung nur bei einem von 720 Paaren nicht zu.

- **Status und Zugang zu Ressourcen und Sicherheit**

„Das älteste Fundament weiblicher Auswahl im Tierreich“ ist der durch den Partner verbesserte Zugang zu existenziellen, beim Menschen heute wirtschaftlichen und finanziellen Ressourcen, um die Bedingungen für die Nachkommen möglichst gut abzusichern (Buss 2004). Sowohl in einer afrikanischen Gegenwartskultur (Kamerun), in der die Frauen den Zugang zu den Ressourcen und Macht über sie besitzen, als auch nach einer repräsentativen US-amerikanischen Befragung ergab sich, dass diese ressourcenreichen und gut verdienenden Frauen wiederum *die* Männer aus dem Angebot auswählten, die ebenfalls hohe Ressourcen (Besitz) hatten! Umgekehrt fand man diesen Attraktionsfaktor bei Männern nicht als Grundmuster. Dies Paradoxon ist nur evolutionsbiologisch verständlich.

Wie erkennt eine Frau Status und Ressourcenbesitz? Einerseits an körperlicher Stärke, Gesundheit und damit verbundenem Selbstbewusstsein und dominantem Verhalten (nicht Überkompensation), andererseits an sichtbarem Besitz („Mercedes“), am sozialen Image und dem damit verbundenen guten Ruf. Hoher Status und Dominanz versprechen Ressourcenzugang (möglichst gute Existenzsicherung) auch bei jungen Männern, da ihre diesbezüglichen Fähigkeiten (Intelligenz, Selbstbehauptung, Wendigkeit etc.) Ressourceerlangung in der Konkurrenz zu anderen Männern wahrscheinlicher macht.

Die Präferenz gegenüber Männern mit hohem Status („Alpha-Männer“) wurde in traditionellen wie industriellen Kulturen und auch in den ehemaligen sozialistischen Ländern (trotz Gleichberechtigungserziehung) gefunden. Da dies auch mit Selbstbehauptung gekoppelt ist, schreibt Doris Bischof-Köhler (2006): „*Unabhängig von allem, was Ratio und Großhirnrinde zu sagen haben, ist ein Mann für das Stammhirn immer auch ein potentieller Geschlechtspartner...*“ Deshalb findet die Frau die Fähigkeit zur Selbstbehauptung an Männern grundsätzlich imposant.

Interessant ist, dass die meisten der 17 Artikel der Erklärung der Frauenrechte im Ergebnis der Französischen Revolution (Olympe de Gouges, 1748-93) sich mit der Frage beschäftigen, wie die Frau (und ihre Kinder) von den Ressourcen des Mannes gleichberechtigt profitieren kann. Diese Erklärung, die ja eine wesentliche Wurzel der Frauenrechtsbewegung ist, zielte offenbar nicht auf die heute verstandene Gleichheit, sondern auf eine Wiederherstellung des Naturrechtes!

- **Höheres Alter**

Es wurde weltweit nachgewiesen, dass Frauen *durchschnittlich* und altersunabhängig 3 Jahre ältere Männer bevorzugen und wählen. Kulturelle Schwankungen kommen vor. Eine neuere Studie fand bei Personen mit Kindern und einer die Kinderzeit überdauernden Partnerschaft eine Alterdifferenz von 6 Jahren gegenüber Männern und 4 Jahren gegenüber Frauen (Kriterien: Kinderzahl und gemeinsame Aufzucht; (Fieder u. Huber 2007). Die evolutionspsychologische Erklärung dafür ist: Ein älterer Mann hat in traditionellen Gesellschaften mit großer Wahrscheinlichkeit einen höheren Rang (Status und Alter korrelieren oft), mehr Erfahrung im Ressourcenzugang, mehr soziale Erfahrung und Weisheit, Geduld und Wissen (keine verschleißenden Kämpfe), Erfahrung im Jagdgeschick (Existenzsicherung) und besitzt im Umgang mit dem eigenem Körper ausgereifte Fähigkeiten. Die alleinige Interpretation als individuell erworbener „Vaterkomplex“ psychologisiert diesen Faktor. Man sollte einen gewissen Vaterkomplex dann eher als Bestandteil weiblichen Normalverhaltens auffassen, zumal es Hinweise auf Wahl des Partners nach dem Vatern Vorbild als Normalverhalten gibt (cf. Bereczkei et al. 2003).

Würden die Frauen allerdings durchschnittlich ein weit höheres Alter bevorzugen, dann könnten Sterberisiko und altersbedingte Schwächung eine Fitnessminimierung und damit einen Vorteilsverlust darstellen. Daher sinke seitens der Frauen der Wunsch nach Altersunterschied mit zunehmendem Alter und verkehrt sich z.T. ins Gegenteil. Grundsätzlich Gegenteiliges ist nirgends bekannt. Diese Tendenzen sind nicht rationallogisch mit gesellschaftlichen Ursachen erklärbar.

- **Bevorzugte Charaktereigenschaften**

Ehrgeiz und Fleiß

Frauen bevorzugen in der Tendenz Männer mit Ehrgeiz, Ausdauer, Beharrlichkeit und Fleiß, was wiederum Ressourcensicherung wahrscheinlich macht.

In einer spröden Steinzeitumwelt ist Ressourcensicherung durch den Mann nur mit Hartnäckigkeit, hoher Einsatzbereitschaft und entsprechender dauerhafter Motivation zu erreichen. Das ist heute nicht viel anders. Im Gegenteil dazu fand man bei Männern nirgends repräsentative Vorlieben für Frauen mit solchen Eigenschaften (die es ähnlich häufig gibt?). Dass dies heute noch so ist, zeigt nach Buss (2004), dass wir ein Ergebnis der Selektion eben dieser Gene sind. Der Unterschied zwischen Mann und Frau könnte hier in der Stärke der Ehrgeizmotivation für Leistung liegen³.

Zuverlässigkeit und Stabilität

Diese Eigenschaften sind nötig, damit die von der Frau benötigten Ressourcen nicht vom Mann aufgebraucht oder mit anderen geteilt, sondern dauerhaft der Familie zur Verfügung gestellt werden. Sie sind vielleicht auch ein Zeichen dafür, dass er nicht schlapp macht und nur in der ersten Phase der „Balz“ bis zur Zeugung ein „Leistungsstrohfeuer“ zeigt. Zugleich zeugen sie von Vitalität (s.o.), die in Notzeiten nötig ist. Hier finden wir allerdings in einer Reihe von Kulturen auch die umgekehrte Präferenz des Mannes gegenüber der Frau. Emotionale Stabilität gehört zu den so ge-

³ Ob dies eine sekundär abgeleitete Eigenschaft einer der genetisch bedingten Persönlichkeitskategorien („Big Five“) ist, bleibt offen, ändert aber wenig an der Grundaussage.

nannten „Big Five“⁴ (s. Pawlik 2006, S.346 f), den Grundkategorien von Persönlichkeitseigenschaften, die kulturelle Universalien und ergo in ihrer Grundlage angeboren sind. Inwieweit gewisse Übereinstimmungen der Persönlichkeitsmerkmale von Partnern (z.B. Neurotizismus und Offenheit für neue Erfahrungen) zu Paarstabilisierung führen, ist derzeit noch im Forschungsprozeß⁵.

Liebe und Bindungswille /- fähigkeit

Die Hypothese für diesen festgestellten Attraktionsfaktor wäre: Ressourcen und Status zu wählen ist nur sinnvoll, wenn man als Frau selbst (und der Nachwuchs) davon profitiert, der Mann es nicht für eine andere und deren Kinder einsetzt (s.o. Frauenrechte / Französische Revolution). In 168 unterschiedliche Kulturen wurde die Präferenz der Bindungsbereitschaft durch Verhaltensweisen des Gebens und Schenkens nachgewiesen. Dies ist offenbar - übrigens auch bei Tieren - eine Symbolisierung der Ressourcenbeschaffung und Bekundung der Bereitschaft, auch in Kinder zu investieren. Damit wird die Last der Kosten der Frau für die Aufzucht der Nachkommen verringert.

Zugewandter Umgang mit Kindern

Dies wurde bei Wahlversuchen als wichtiger Faktor für Attraktivität von Männern gefunden. Umgekehrt stellte es sich als Eigenschaft bei Frauen für Männer nicht als attraktiv heraus (weil es intuitiv ohnehin vorausgesetzt wird?). Vielleicht ist dies eine Variation des vorigen Punktes.

Modifikationsfaktoren der genannten Tendenzen (Adaptivität gegenüber dem Kontext)

Wie oben angedeutet, wird die Partnerwahl noch von weiteren Faktoren adaptiv modifiziert, und zwar je nach Situation und Umweltkontext.

Kurz- und Langfristpartnerwahlen: Bei Kurzfristwahlen spielen Verhaltenseigenschaften zur Sicherung der Kinderaufzucht weniger eine Rolle, als vielmehr die Attraktivität was auf Gesundheit und gute Gene schließen lässt (falls doch was passiert...).

Ovulation: Vor dem Eisprung steigt (unbewusst) die Präferenz für Männer mit „guten Genen“ an. In einem Versuch wählten Frauen in dieser Phase konsequenter markante und dominante Männergesichter, ohne sich dessen bewusst zu sein. Der Geruchssinn wird sensibler: In Riechtests mit getragenen Männer - T-Shirts wählten Frauen nur in der Eisprungphase die Hemden von Männern mit symmetrischen Gesichtern, obwohl sie diese nie sahen! Ebenso wie die Gesichtssymmetrie korreliert auch der Körpergeruch mit der Persönlichkeit des Immunsystems.

Die versteckte Ovulation bei der Frau (einzigartig innerhalb der Tierwelt) ermöglicht, dass sie bestimmt, mit wem sie sich „erfolgreich“ paart (primär unbewusst, intuitiv). Unsere bewussten Erklärungen für die Wahl müssen also nicht stimmen. Befragungen zeigten, dass Frauen in festen Partnerschaften während der fruchtbaren Zeit deutlich mehr zu Seitensprüngen mit dominanten Männern neigen („fishing for good genes“), z.T. neben dem Geschlechtsverkehr mit dem Partner (s.a.Havlicek 2005). Über eine gewisse Zeit hinweg wissenschaftlich „beobachtete“ Frauen zeigten vor dem Eisprung in ihrer Kleidungswahl relativ mehr Haut. Dies geschah umso deutlicher, wenn

⁴ Die „Big Five“ sind die bipolaren Persönlichkeitskategorien: Neurotizismus, Extraversion, Offenheit für Erfahrungen, Verträglichkeit, Gewissenhaftigkeit

⁵ Siehe <http://www.sueddeutsche.de/leben/330/308277/text/>

der eigene Partner nicht verfügbar war. Während ihrer fruchtbaren Zeit bewerteten Frauen auf Fotos andere Frauen signifikant hässlicher, als jenseits der fruchtbaren Phase, was einer unbewussten Rivalinnen-Abwehr entspricht (Schwarz u. Hassebrauck 2007, 2008). Verachten und Abwerten ist eine entscheidende Waffe von Frau gegen Frau im Kampf um den Mann. Man sollte vorsichtig sein, dies nur als Teil eines neurotischen Konflikts zu interpretieren. Der Modifikator „Ovulation und fruchtbare Tage“ modifiziert das Verhalten im biologischen Sinne sinnvoll, teilt dies aber nicht zwangsläufig dem Bewusstsein mit.

Selbstbild eigener Attraktivität: Je attraktiver das weibliche Selbstbild (nicht gleichzusetzen mit dem Ich-Ideal) ist, desto maskuliner und gesichtssymmetrischer die Männerwahl. Die intuitive (oder bewusste) Einsicht in die eigene Attraktivität schafft vielleicht eine Wahl nach Ähnlichkeit. Ist man nicht die Schönste und legte es demzufolge auch nicht auf den Attraktivsten an, dürfte das aus biologischen Gründen sinnvoll sein. Besser, seine eigenen Gene mit denen der zweiten Wahl groß zu ziehen, als nicht die erste Wahl und damit gar keine Nachkommen zu bekommen (wissen, in welcher Liga man spielt). Möglicherweise dient das auch der Aufrechterhaltung von Genvielfalt im Genpool der Gruppe.

Gesundheit im gesellschaftlichen Umfeld: Lisa DeBruine (2009) stellte in einer interkulturellen Studie fest, daß hohe Krankheits- und Sterberisiken in einem Land die Sexualpartnerwahl von Frauen in Richtung Maskulinität und Dominanz verschieben, also der äußeren Merkmale für hoher Immunplastizität und Vitalität. Die eben erwähnten, für eine Langzeitpartnerschaft bevorzugten Verhaltenseigenschaften (Verlässlichkeit, Fürsorglichkeit etc.) spielten keine so große Rolle.

Männliche Partnerwahlkriterien

- **Symmetrisches, als „schön“ empfundenenes Gesicht**

Symmetrie im Gesicht stellt sich ein, wenn eine hohe Mischung möglichst vieler genetischer Eigenschaften des Genpools der Population (Bevölkerung eines geografischen Raumes) vorliegt. Hohe Gendurchmischung wiederum wirkt sich in hoher Immunplastizität aus, was in der Anthropogenese nicht nur Krankheits-, sondern auch Parasitenabwehr bedeutete. Das damit korrelierende Signal ist z.B. eine glatte Haut. In einer amerikanischen Studie fand man bei schönen Menschen tatsächlich eine geringere Morbidität (Bischof-Köhler 2006). Hier muss man allerdings mit kulturellen Vermittlungsmechanismen rechnen: „Schöne“ Menschen haben in Industriegesellschaften bessere Aufstiegschancen, Schönheit wirkt also bei gleichen sonstigen Fähigkeiten als Katalysator. Daß Symmetrie die Folge hoher Gendurchmischung ist, wurde u.a. durch ein einfaches Experiment belegt: Kopiert man eine Anzahl beliebiger, zufällig ausgewählter Frauengesichter fototechnisch oder elektronisch übereinander, so ergibt dieser „Mittelwert“ aller Gesichter stets ein gleichartiges schönes Gesicht (in einer gegebenen geografischen Region und entsprechend dem dortigen Genpool; Katz 1953 in Klumbies 1974; Grammer 1993 u.a.). Schönheit ist also Ausdruck des Durchschnitts des Genpools. Unter diesem Aspekt ist biologisch auch die Inzestschranke bei Menschen und Affen und das „shopping for good genes“ zu verstehen.

Als „Schönheit“ wird also von unseren emotionalen Instanzen bewertet, was genetisch gesehen

der Durchschnitt durch die Vielfalt der Genfrequenzen in der Population ist. In der ultimativen (außerbewussten/unbewussten) Funktion führt es zur Paarung mit erfolgreichen Genen. Im fMRT-Test feuerten bei Männern Neuronenschaltkreise im Nucleus accumbens (Belohnungsschaltkreis) beim Anblick schöner Frauengesichter, was die bisherigen Befunde und auch die evolutionspsychologische Interpretation nur bestätigt (Bischof-Köhler 2006). Die Hypothese lautet: Männer sollten danach streben, nicht nur gute Gene einzukaufen, sondern auch einen gesunden, ernährungspotenten Ort, wenn sie ihre Gene 9 Monate lang ohne direkte Möglichkeit der Einflussnahme der Frau überlassen (s.u.: Körperfett).

Die Attraktivität des weiblichen symmetrischen Gesichtes beinhaltet auch Merkmale des Kindlichkeitsschemas („Cunningham-Faktoren“, Antweiler 2007 S.195): Die Natur bedient sich hier eines weiteren kommunikativen Hilfsmittels, um Pflege- und Zuwendungsbereitschaft des Mannes zu erhöhen.

- **Jugendlichkeit**

Männer streben in allen Kulturen überwiegend danach, jüngere Frauen zu gewinnen. Warum? Die Rechnung der Gene ist einfach: Die höchste mögliche biologische Reproduktionspotenz einer Frau liegt um etwa 20 Jahre, dann kann sie bis zur Menopause die größte Zahl Kinder im optimalen Falle auch großziehen.

Untersuchungen weisen eine durchschnittliche Alterdifferenz von 2 -3 Jahren aus (s.o.), kulturell bedingte Modifikationen eingeschlossen. So folgt es dieser Logik, dass die seitens des Mannes *gewünschte* Altersdifferenz des Paares mit seinem Alter steigt. In Untersuchungen lag sie beim Mannesalter von 30 Jahren um 5 Jahre, beim Alter von 50 Jahren um 10-20 Jahre. Es wird also nicht einfach Jugend gewählt, wie oft in Überinterpretation der Situation des alternden Mannes (‚Sehnsucht nach der eigenen vergangenen Jugend‘) psychologisiert wird, sondern idealerweise das weibliche Alter des 3.- 4. Lebensjahrzehnts. Zu den Untersuchungen der realen Altersdifferenz von zusammenlebenden Paaren mit mehreren Kindern siehe oben.

- **Körperfett, Hüfte-Taille- Index.**

Der weibliche Körper gewinnt für Männer an Attraktivität, wenn die Differenz Hüft-/Taillenumfang wächst. Dieses Merkmal korreliert mit Reproduktionsstabilität. Ein Modifikator kann der sozialer Status der Frauen sein: Bei den nahrungsknappen Aborigines bedeutet Molligkeit Reichtum. Sie garantiert gerade in einer Mangelumwelt, dass die Nachkommenschaft nicht so schnell mangelernährt wird.

Eine Befragung bei US-Frauen ergab, dass Frauen bei Männern ein wesentlich schlankeres Frauenbild vermuteten (Pubertäts- und Adoleszenzmerkmal, geringere Differenz Hüfte-Taille), als es die Männer real bevorzugten!

- **Präferenz für ovulierende Frauen.**

Da , wie oben dargestellt, die Ovulation der Frau mit einem verborgenen Östrus einhergeht, sollten die Männer eine evolutiv erworbene Sensibilität für kleinste Zeichen dafür haben (Schwarz u. Hassebrauck 2007). Die vor dem Eisprung besser ernährte Haut wirkt auf Männer attraktiver.

Zugleich erhöht sich bei der Frau die Differenz Hüfte-Taille. Frauen vor dem oder um den Eisprung werden also von Männern allgemein attraktiver bewertet.

Fazit: Wer all diese Zusammenhänge negiert, aus was für Begründungen immer, kann theoretisch eigentlich nur *Kreationist* sein – und dann erübrigt sich jede Debatte.

Wenn er sich zur Aufklärung und also auch zu Darwin bekennt, dann muss er in den sauren Apfel beißen und dies in seinen Grundzügen zur Kenntnis zu nehmen.

Zusammenspiel von biologischen und psychologischen Mechanismen

Sowohl in der Paartherapie, besonders seit der Konzipierung des Kollusionsprinzips durch Jürg Willi (1975, 1985, 2004 u.a.), als auch in der psychologischen Alltagserfahrung zeigt sich, dass noch weitere Faktoren zumindest modifizierend auf die (Langzeit-) Partnerwahl einwirken. Es wurde oben bereits angedeutet, dass nach den vorliegenden Untersuchungen die Präferenzen je nach Kurzzeitbeziehung oder Langzeitbeziehung mit Familienabsicht (gute Gene + Eigenschaften der Nachkommensicherung + Kultureinbettung als Familie) unterschiedlich ausfallen. Es könnte hypothetisiert werden, dass unsere Partnerwahl im Ganzen mehrstufig ausfällt (hier in der Reihenfolge summativ zu verstehen):

1. *Gute Gene vorhanden?* → Ziel: Gute biologische Ausstattungsbasis, nicht notwendig Familie
2. *Eigenschaften der Nachkommensicherung* (Aufzucht, Erziehungsaufwand und –qualität) *vorhanden?* → Ziel: Geteiltes „parental investment“, optimierte Aufzucht
3. Wenn auf Dauer angelegt: *Charakterliches Passen der bewussten und unbewussten seelischen und körperlichen Eigenschaften gegeben?* → Ziel: Minderung von Konflikten, damit Optimierung der Aufzucht
4. *Ähnlichkeit an Interessen, Werten und Sinnggebung vorhanden?* → Ziel: Familie als kultureller Beitrag zur Kultur des „Stammes“ (übertragen auf „Gesellschaft“).

Die letzten beiden Stufen dienen möglicherweise dem ultimativen Ziel der Stufe 2, da Konfliktminderung durch ein Minimum von unbewusstem Verständnis und Ähnlichkeiten der Optimierung der Kinderaufzucht dient. Paartherapeuten können ein Lied davon singen.

Gemeinsame Werte und Interessen als Faktoren der Partnerwahl weisen noch auf eine weitere Ebene hin: Die Einbindung in die kulturelle Gemeinschaft mit ihren „kulturellen Genen“ („Meme“, Dawkins 1978), zu der man als Paar nur solcherart verbunden beitragen kann („das göttliche Paar“). Dies ist ebenfalls eine biologische Konstituente des Menschen, da der Mensch genetisch bedingt kulturgebunden und wesensbestimmend sozial ist (cf. Gehlen 2004, Voland 2007). So bleibt man im Falle des Zieles „Familie“ in seiner Subkultur und stärkt diese (konservierendes Moment).

Insofern können die Stufen 3 und 4 als proximate Faktoren (Instrumente) verstanden werden. In gleicher Weise gälte dies für Ich-Stabilität und Identitätswahrung in Partnerschaften, die ja ebenfalls den ultimativen Zielen dienen.

Wenn wir die biologischen Aspekte mit therapeutischem Denken und Erfahrungen vergleichen, so wäre aus evolutionsbiologischer Sicht daran zu erinnern, dass biologische Anlagen stets durch soziales Lernen im Sinne von Steigerung oder Unterdrückung *modifiziert* und damit sicher auch in den Dienst der Abwehr gestellt werden können (bspw. erwiesene „gesunde“ Schlangen- und Spinnenaversion insbesondere bei Frauen vs. Schlangen- und Spinnenphobie im Dienste der Abwehr).

Wenn der verständnisorientierte Psychotherapeut nach der mentalen und emotionalen Innenwelt fragt und deren Logik und Psychodynamik für Entscheidungen und Lebensmuster verantwortlich macht, muss dies nicht als konkurrierend zu dem hier vorgestellten Verständnis gesehen werden. Es ist lediglich eine Frage des methodischen Zuganges. Wir nehmen aus evolutionärer Sicht an, dass die biologisch-funktionalen Prozesse und damit auch die innere primäre Reaktion auf Außensignale eine innere Widerspiegelung im Seelischen haben muss. External sichtbare und beschreibbare Funktion eines Verhaltens hat stets eine Innenseite von Befindlichkeit und mentaler Repräsentanz. Zusätzlich sind Filterungs- und Abwehrprozesse in Rechnung zu stellen, die modifizierend wirken (was, wie wir wissen, gravierende Folgen haben kann).

Innen und außen, Funktion und Befindlichkeit sind keine Gegensätze, sondern notwendige Zusammenhänge.

Ist der Gender-Begriff im ursprünglichen Sinne wissenschaftlich haltbar?

Hier kann eine Kritik an dem gängigen „gender“-Begriff nicht erspart bleiben, da dieser den Mainstream und damit oft auch –normativ „anerzogen“– das eigene Geschlechterbild bestimmt.

„Gender kommt aus dem Englischen und bezeichnet die gesellschaftlich, sozial und kulturell geprägten Geschlechtsrollen von Frauen und Männern. Diese sind - anders als das biologische Geschlecht - erlernt und damit auch veränderbar.“(BFSFJ 2007). Für eine rein sozialisationsabhängige (also gelernte) Geschlechterrolle gibt es kein deutsches Wort. *„...Denn mit Gender ist ja gerade die je spezifische kulturelle und kulturspezifische Konstruktion von Geschlecht gemeint.“* (Antweiler 2007, S.194).

Dass körperliche und physiologische Geschlechterunterschiede genetischen Ursprungs sind, wird für selbstverständlich gehalten. Für Psyche und Verhalten wird es jedoch oft negiert. Heimlich oder offen wird also impliziert, dass biologisch bedingte Universalien keine Rolle spielen. Dies spricht für eine idealistisch motivierte profunde Unkenntnis simpler und basaler Grundlagen des Lebens, der Evolution biologischer Wesen. Eine Grunderkenntnis ist, dass Körperlichkeit und Verhaltensprogramme stets zusammen evolvieren müssen. Eine bestimmte Hardware eines Computers funktioniert nur mit einer passenden Software.

Es spricht vielleicht für die Klugheit der deutschen Sprache, dass sie für einen solchen Reduktionismus, der nach meiner Überzeugung einem Abwehrprozess entspringt, keinen Begriff schuf. Der These „Wir erziehen uns die Geschlechter“ stehen eine Reihe fundierter Erkenntnisse entgegen (Spitzer 2008): Schon bei Schimpansen spielten in einem Experiment mit wahllos angebotenen Spielzeug die männlichen Kinder bevorzugt mit Beweglichem, wie Autos und Bälle, während sich die weiblichen mehr auf Puppen stürzten.

In einem Wahlexperiment zur Orientierung im Raum zeigte sich, dass Frauen auf einem Markt die Richtungswahl von Ständen mit kalorienreicher Nahrung in der reproduzierten Ortserinnerung genauer traf, als von anderen Nahrungsmitteln. Das machte vor 100 000 Jahren durchaus Sinn (vielleicht auch noch heute?). Der Versuch wurde als Doppelblindexperiment exakt wissenschaftlich durchgeführt.

Kurz: Die Beweise dafür, dass wir als Geschlechter von Natur aus anders sind und zwar in differenzierter und durchaus situationsangepaßter Weise, sind erdrückend, eine Gegenüberstellung des unterschiedlichen Leistungsspektrums im Verhalten beider Geschlechter findet sich im Anhang.

Dem steht entgegen, dass uns in der Öffentlichkeit und im geistigen Mainstream der Industriegesellschaft ein rein lerntheoretisches Geschlechterbild suggeriert wird. Wird die Gesellschaft mit der Kränkung, in wesentlichen Teilen ihres Verhaltens von ihrer unbewussten Natur bestimmt zu werden, nach wie vor nicht fertig? Zeugt das davon, dass die heutigen narzisstischen Machimpulse der Menschen ihre Gefährdung durch Impulse des Sich-einlassens auf das So-sein, das „Leben und Lebenlassen“ massiv abwehren?

Das Menschenbild, nach dem offenbar eine Reihe Politiker entscheidet, ist einseitig und zeugt weitgehend von humanwissenschaftlicher Unkenntnis (Abwehr?). Sowohl evolutionsbiologische als auch neurobiologische Erkenntnisse werden im Menschenbild vielfach ignoriert.

Beispiele aus Politik und Öffentlichkeit

Hierzu einige Beispiele von Prominenten, die normativ in die Gesellschaft hineinwirken.

- Die Vorsitzende der FDP im Europaparlament und Stellvertretende Fraktionsvorsitzende der Europa-Liberalen, Dr. Sylvana Koch-Mehrin, Mitglied des FDP-Bundesvorstandes und ihres Zeichens Volkswirtschaftlerin, betont in einem Rundfunkinterview über ihr Buch „Schwestern. Streitschrift für einen neuen Feminismus“ (Kulturradio rbb 2007a): Es sei ja gerade ein Gewinn der Aufklärung, daß wir nicht mehr in unseren biologischen und religiösen Rollen verhaftet sind, *sondern frei geistig* entscheiden können, wie wir unser Leben leben wollen.

Kommentar: So entscheiden offenbar nicht wenige Politiker.

- Im sozialwissenschaftlichen Bereich ist dieses lerntheoretische Menschenbild weit verbreitet, wenn nicht sogar Lehrmeinung. Auch die Präsidentin des Wissenschaftszentrums für Sozialwissenschaften Berlin, Prof. Dr. Jutta Allmendinger, resümierte in einem Rundfunk-Interview (Kulturradio rbb 2007b) ihre Erfahrungen, dass auch im Wissenschaftsbetrieb die Männer Frauen „*immer noch*“ nach Schönheit wählten und deren geistigen und wissenschaftlichen Leistungen und Potenzen weniger schätzten. Sie hoffe, dass die Männer der Zukunft auch *noch lernen* (!) werden, Frauen nicht nach Schönheit zu wählen. Auch wenn dies für den Wissenschaftsbetrieb zugegebenermaßen eine fatale Sache ist, so wird durch Unterdrückung dieses Sachverhaltes sicher weniger geändert, als wenn man ihn als zu uns gehörig anerkennt und offen -und vielleicht mit Schmunzeln- über Möglichkeiten, damit umzugehen gemeinsam nachdächte. Die Parallele zur Arbeit mit den persönlichen Schattenseiten des Klienten im therapeutischen Prozess ist deutlich.
- Jutta Ditfurth, Mitbegründerin der Grünen in einem Interview über ihre Meinhoff-Biografie (Deutschlandradio Kultur, Radiofeuilleton, 29.11.07,9.07):

„Also ich sage nicht, das wäre ein ganz großes Missverständnis, dass die Biografie eines Menschen auf gewissermaßen genetisch oder auf die Familie zurückzuführen ist, dann hätte ja ein Mensch keine Entscheidungsfreiheit und hätte auch keine anderen Einflüsse.“

Hier wird das oben von Bischof-Köhler zitierte Missverständnis zelebriert: „genetisch“ wird gleichgesetzt mit „keine Entscheidungsfreiheit“. Kein Biologe könnte so denken, es wäre unbiologisch.

- Gabriele Sonntag, Redakteurin des FAZ Hochschulanzeigers, schreibt im Editorial im Titelheft „Unterbezahlt, übervorteilt, ausgenutzt? Frauen, tut was!“ (Hochschulanzeiger Nr.95 April 2008):
„...die Welt teilt sich wieder in Rosa und Blau. Das jedenfalls wollen uns dubiose Genderforscher, Paarpsychologen und Neurobiologen weismachen, die... festgestellt haben: Es ist doch was dran an der Behauptung von den unveränderlichen typisch männlichen und typisch weiblichen Wesensmerkmalen. Plötzlich sollen wir Frauen wieder die emotionsgetriebenen, harmoniesüchtigen Wesen sein, schwach im rationalen Bereich, dafür stark im intuitiven Erfassen, Männer hingegen die durchsetzungsstarken, zielorientierten und logisch denkenden Macher. Was soll's, möchte man meinen, wen jucken schon die Ansichten von ein paar Ewiggestrigen? Die Antwort: zunehmend mehr. Wie sonst lässt sich der Run auf Bücher erklären, die genau diesen Unsinn von sich geben und beide Geschlechter ihre festgelegten Schranken verweisen wollen?...“

Hier wird ein Machimpuls sichtbar, der sich selbst entlarvt, indem er gleich mindestens zwei Wissenschaftsdisziplinen en bloc in hochmütiger Attitüde in die Wüste schickt. Es wird normativer Druck auf die Leser, die Studenten, ausgeübt. Welcher Wissenschaftler, welcher Mann dürfte es sich leisten, derart ignorant die Gegenposition zu vertreten? Kampf der Geschlechter statt Kooperation – das hat die Evolution allerdings nicht vorgesehen.

- Auch *„Brandenburgs Sozialministerin Dagmar Ziegler erinnerte daran, dass die üblichen Geschlechterrollen von Mann und Frau keinesfalls genetisch bestimmt seien, sondern vielmehr ihre Ursachen in der gesellschaftlichen und erziehungsbedingten Entwicklung haben. Das Rollenverhalten sei erlernt und damit veränderbar.“* (Müller 2008)

Es geht um Macht angesichts der Ohnmacht in einer Gesellschaft, die existenzielle Gleichberechtigung nicht durchzusetzen vermag. Dafür spricht, dass die Kontroverse in der Tagungsdiskussion um Hierarchie und Rang ging, nicht aber um Rollenfunktion und deren praktische Auswirkungen. Selbst bei höheren Primaten geht es in keiner Weise um lineare Hierarchie und repressiven Rang, sondern um eine Dynamik von Rollenfunktionen („Rangrollenstruktur“) und von Konfliktschlichtung, ähnlich wie wir es aus der menschlichen Gruppendynamik kennen.

Wäre nicht eine Gesellschaft erstrebenswert, in der die Unterschiedlichkeiten von Mann und Frau nicht nur akzeptiert, sondern als Stärken gesehen, geachtet und geistig wie materiell gleich bewertet würden? Wenn die selbstbestimmte Entwicklung dieser Eigenheiten gefördert würde? Kooperation ist auch in der Evolution das tragende Prinzip, nicht gegenseitiger Kampf. Das Problem ist nicht, dass Mann und Frau von Natur aus unterschiedliche Potentiale haben. Das Problem ist die politisch und existenziell normative gesellschaftliche *Bewertung* des „besser – schlechter“. Dafür kann die Natur nichts.

Gesellschaftlicher Umgang mit den natürlichen Unterschieden

Die Industriegesellschaft fordert zu Recht die völlige Beseitigung von Benachteiligungen und damit gleiche Rechte und Entwicklungsmöglichkeiten von Männern und Frauen. Das ist verschieden auslegbar, im trivialen Falle als Gleichmacherei. Unter dem Aspekt der unterschiedlichen natürlichen „Gaben“ der Geschlechter fehlt jedoch oft, dass diese geachtet und in jedem Falle positiv (im Sinne des Beitrags zur Entwicklung der Gemeinschaft) bewertet werden.

Wenn Frauen so genannte Männerdomänen erobern, hört man oft „das können wir *auch* (!)“. Still-schweigend bleibt hier männliches Verhalten der Maßstab. Umgekehrt läuft es kaum.

Das machte und macht sich z.B. auch an Signalen des äußeren Erscheinungsbildes fest, als Frauen anfangs und Mitte des vorigen Jahrhunderts begannen, in die Geschäftswelt „einzudringen“. Es wurden in der Kleidung männliche Merkmale übernommen: Strengerer Schnitt und vor allem Schulterbetonung. Letztere ist nachgewiesenermaßen in allen Kulturen (und bei höheren Primaten) ein männliches Körpermerkmal, das in Repräsentations- und Drohsituationen („Würde“) kulturell überhöht wird (Eibl-Eibesfeldt 1997). Es ist unter evolutionspsychologischem Aspekt schon merkwürdig, wenn Frauen in Führungsetagen ein eindeutig männliches Merkmal zum Imponieren gegenüber Männern einsetzen! Der umgekehrte Prozess, dass ein weibliches Signal in die „Männerwelt“ eindringt, ist nicht zu finden. Ob Männer mit dem Zulegen von weiblichen Merkmalen Frauen imponieren könnten, ist fraglich. Bedeutet damit heutige Emanzipation der Frau nicht ihre Maskulinisierung? Damit vergäbe sich die Gesellschaft tatsächlich einiger Chancen der vollen Entfaltung weiblicher Verhaltensstärken, die uns die Evolution mitgegeben hat. Mit „Heimchen am Herd“ hat das nichts zu tun.

Die Fragen für unsere Praxis stellen könnten lauten:

- Welche konkreten und differenzierten Verhaltensweisen, Einstellungen, Fähigkeiten, Emotionalitäten als Potenzen finden wir bei Männern anders als bei Frauen?
- Wie gelingt es sinnvoll, auch unsere geschlechterbezogenen Anlagen (Talente) und inneren Ressourcen zu fördern, wert zu schätzen, und nicht wegerziehen oder -therapieren zu wollen?
- Wie können Therapeuten ihre eigene unbewusste Konformität bezüglich gesellschaftlich indoktrinierten Normen reflektieren und damit für die Praxis neutralisieren?
- Wie kann Selbstbesinnung auf die eigenen Fähigkeiten und Potenzen entkoppelt werden von normativer, im Überich verankerter Indoktrination?
- Wie kommt es eigentlich im Rahmen abendländischer Hybris zu dieser massiven Entwertung und Abwehr der Natur des Menschen in unserer Gesellschaft und was kann diese Frage für das therapeutische Tun bedeuten?

Wenn wir darüber reden, wie wir die Kooperation von Frauen und Männern im therapeutischen Tun fruchtbar im Sinne einer Kontinuität von Inhalten und Erfahrungen optimieren, so könnte sich darin auf der Ebene der kulturellen „Gene“, der Meme (Dawkins, s.o.) der gleiche Prozess widerspiegeln, der im Zusammenwirken beider Geschlechter das Aufwachsen der Nachkommen und damit den Erhalt der Gene garantiert.

Anhang: Gegenüberstellung universaler Geschlechterunterschieden bei Homo sapiens

nach evolutionspsychologischen, -biologischen und ethnologisch-kulturvergleichenden Studien (Situationsbedingte relativierende und modifizierende Faktoren im Text oben).

Verhaltensbereich	Frau	Mann
Attraktiv fürs andere Geschlecht	„Schönheit“, Symmetrie, glatte Haut, Hüfte-Taille-Index, (Stoffwechselindikator), Kindchenmerkmale, Jugend,	Status, Vitalität, höheres Alter, Symmetrie, markanter Knochenbau und athletischer Körper, Musikalität/Kreativität, Zuverlässigkeit, Bindungsfähigkeit, guter Umgang mit Kindern
Werbung	Wenig aktiv, eher durch So-Sein, Da-Sein / –bleiben, ggf. spröde („prüfen“), Wahl entscheiden, kein Leistungbringen (s.u.:Rang), sexuell zurückhaltender als Männer der gleichen Kultur	Aktiv darstellend: Direkte oder indirekte Potenzen (z.B. Konto, Geschenke, Leistung), Werben, Verführen; Imponieren (Angeben), z.B. auch durch Rivalensieg, Gunst erringen (= gewählt werden), Handicaps vorführen (Leistung), auffallen, sexuell drängend
Dominanz, Rang	Status eher durch prosoziale Fähigkeiten des „Seins“: schön, hilfsbereit, umsichtig, ordentlich, ratgebend, fürsorglich, anteilnehmend, lebensklug. Ranghohe erhalten Komplimente und Anerkennung, Vorrechte weniger bekämpft, sondern anerkannt (Akzeptanz). „Geltungshierarchie“ (Basis für Demokratie!), stabile Hierarchie (unter Frauen) ist kein Ziel! Ansehen durch (Persönlichkeits-) Qualität, weniger durch aktive Durchsetzung, wenig Motivation zu stabiler Rangordnung. Bei matrilinearere Vererbung (frauengebundene Stammesgruppen) durch Geburt und Alter; durch Rang des männlichen Partners; eher reaktiv. Kompetenzbereiche unspektakulärer und unauffälliger, stiller, werden von Frauen so auch im Wert anerkannt.	Aktive Motivation, erkämpfend (Herausforderung; Überforderung: Bluthochdruck), leistungsorientiert (v.a. Körper), Außergewöhnliches tun (auch negativ), Anstreben und Verteidigen einer stabilen Rangordnung/Hierarchie (unter Männern), Ziel: stabile Rangrollenstruktur und Unterwerfung; Rangzuweisung u.a. durch Anblicken: „zu Ansehen kommen“ (Basis für Wahlprinzip der Demokratie) → Einräumung des Vortritts bei Ressourcen → Vermeidung von unnötigen Konflikten. Nur wer irgendwie auffällt, hat Chance auf Rangzuweisung („etwas bieten“). Aber: Täuschung durch „Blender“! „In diesem Mechanismus ist letztlich die Ursache für die [normativ bedingte] Höherbewertung des Männlichen zu suchen.“ (Bischof-Köhler 2006) → Kern der Diskriminierung von Frauen! Das hieße: Zensurensystem der Schule (Rang) als auch Sportwettkampf sind ursprünglich männliches Prinzip
Rivalität, Durchsetzung	Eher indirekt, mit Qualitäten rivalisieren: Körper, Aussehen, Prosozialität, weniger mit Leistungen; äußerliche Abwertung („hässlich“. In der empfängnisbereiten Zeit werden andere Frauen hässlicher eingestuft als sonst!), vorsichtig, „lautloser“; Ressourcenzugang demonstrieren (Kaufen, sich etwas leisten können, Peter u. Schwab 2010)	Um Frauen und Ressourcen kämpfen (Rivalen aus dem Feld schlagen), mit Körperkraft und Durchsetzung rivalisieren, Macht (Ressourcen), rigoroser, risikobereiter, weniger vorsichtig
Kommunikation	Kommunikativer, umgänglicher, sprachgewandter, ausgleichender als Männer	Weniger kommunikationsgewandt, assertiver
Risiko	Geringe bzw. fehlende Risikomotivation, Sicherheitsorientierung. <i>Nachteil</i> : wenig entsprechende Bewältigungskompetenzen; <i>Vorteil</i> : kleine, aber sichere Gewinne. → Verantwortung, zuverlässig, Festhalten an Bewährtem	Hohe Risikomotivation und –toleranz, Draufgängertum, Innovation hoch bewertet, → <i>Vorteil</i> : Entwicklung von Bewältigungskompetenzen, <i>Nachteil</i> : Risiko hoher Verluste / Gefährdung

Misserfolg	Geringere Misserfolgs- und damit Erregungstoleranz (keine „Nerven“ haben), weniger kämpferisch (Basis: höherer „Neurotizismus“?)	Höhere Toleranz, geringere Erregung („Nerven“ haben), siehe aber: Überforderungstendenz
Selbsteinschätzung	Neigung zu Unterschätzung,	Hoch, Tendenz zur Überschätzung
Aggression	<i>Funktional</i> , reaktiv, instrumentell, Hindernisbeseitigung: Vertreibung, Gefährdung abwehrend. Eher ungehemmt, Beschädigung in Kauf nehmend. Indirekt. Ziel eher Anerkennung als Unterwerfung. Häufiger Beziehungsaggression (Zuwendungsentzug: Du bist nicht mehr meine Freundin!)	<i>Assertiv (Wettkampf)</i> / präventiv, direkt, Selbstbehauptung und Unterwerfung, nicht Vertreibung; Herausforderung, Provokation gegen Rivalen. Drohen, Herausfordern, Impunieren, aber auch: rituell z.T. mit Beißhemmung (Ritterkämpfe); → aktive Konkurrenz, aktive Kritikmotivation, Auseinandersetzungs-freudigkeit (bis in Wissenschaft). Hostile Aggression: An Bewusstsein gebunden (evolutionär sehr jung)
Denkstil	<i>Prädikativ</i> : Eigenschaften, Merkmale, Struktur des Bedeutungszusammenhanges der Dinge, → Entwicklung entsprechender Kompetenzen a) Ganzheitlichkeit b) Einzelheitensorgfalt und –kenntnis: Buschfrauen kennen 183 Pflanzensorten, darunter 12 Giftpflanzen. „Kräuterhexen“.	<i>Funktional</i> , Motivation zum Ausprobieren, neue Wege finden, analyseorientiert (Ursachen), lösungsorientiert
Problemlösen	Erst Zusammenhang und Bedeutung erkennen (nachdenken), verstehen, sprachliches Gedankenbild erzeugen, dann lösen. Geringere Motivation zu Exploration.	Lösung durch Ausprobieren („Tüfteln“), schrittweise Erfahrung sammeln, Querdenken, höhere explorative Motivation (riskierende Neugier)
Räumliches Verhalten	Gutes Merkmalsgedächtnis, Einzelheiten, Strukturen, z.T. sozial orientiert	Gute Lageorientierung, Raumbild, starke Richtungsorientierung, neuronal: Hippocampus aktiv (Raumabbild), Aktionsraum eher nach Erkundung und weniger nach sozialer Bedeutung orientiert
Fremdentoleranz	Eher hoch	Eher gering
Einflussbereich	Hauptlast der Arbeit in Familie und Haus, primäre Bindungsbasis als kulturelle Grundlage für Kinder, Ressourcensicherung, Bestimmung über die Produkte ihrer Arbeitstätigkeit	Gruppenbelange incl. Rituale, öffentliche Aktivitäten, produktiver Sektor, Jagd u. Jagdtechniken, für Kinder Lernvorbild für Techniken und Umfeld, Familien- und Gruppenschutz, soz. Ressourcensicherung
Persönlichkeit (Big Five)	Höhere Werte in Verträglichkeit und Neurotizismus (s. Dehne u. Schupp 2007)	Geringere Werte in Verträglichkeit und Neurotizismus

Statistische Untersuchungen der Verteilung der Intelligenz innerhalb einer Population ergaben, dass bei den Männern eine breitere Streuung vorliegt: Es gibt bei ihnen gegenüber den Frauen mehr sehr kluge aber auch mehr „dumme“ (Spitzer 2008). Zur statistischen Mitte hin sind die Frauen stärker als die Männer. Männer sind also evolutiv das variabelere, instabilere und damit auch vulnerablere Geschlecht. Alle diese Merkmale werden von angeborenen Persönlichkeitspotentialen (Big Five) und kulturellen Einflüssen (Sozialisation, Erziehung) modifiziert, ergänzt, gefördert oder gehemmt, nicht aber grundsätzlich geändert.

Literatur

Antweiler, C. 2007: Was ist den Menschen gemeinsam? Darmstadt: Wiss. Buchges.

- Badcock, Chr. 1999: Psychodarwinismus. Die Synthese von Darwin und Freud. München...: Hanser
- Berezkeit, T. et al. 2003: Sexual imprinting in human mate choice. Proc.Roy.Soc.:Biol.Sci., DOI:10.1098/rspb.2003.2672)⁶
- Bischof-Köhler, Doris 2006: Von Natur aus anders. Die Psychologie der Geschlechtsunterschiede. Stuttgart: Kohlhammer;
- BFSFJ 2007: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, besucht Nov. 2007(<http://www.gender-mainstreaming.net/gm/definition.html>)
- Buss, D.M. 2004: Evolutionäre Psychologie. München: Pearson
- Dawkins, R. 1978: Das egoistische Gen. Berlin...:Springer
- DeBruine, L. 2010: The health of a nation predicts their mate preferences: cross-cultural variation in women's preferences for masculinized male faces. *Proceedings B of the Royal Society* (doi: 10.1098/rspb.2009.2184)
- Dehne, M. u. Schupp, J. 2007: Persönlichkeitsmerkmale im Sozio-oekonomischen Panel (SOEP) - Konzept, Umsetzung und empirische Eigenschaften
- EIBL, Karl 2004: Animal poeta. Bausteine der biologischen Kultur- und Literaturtheorie. Paderborn: Mentis.
- Eibl-Eibesfeldt, I. 1997: Die Biologie des menschlichen Verhaltens. Weyarn: Seehamer
- Fieder, M. u. S. Huber: Parental age differences and offspring count in humans. Biol.Letters, Roy.Soc. Aug.2007, DOI 10.1098/rsbl.2007.0324
- Gehlen, A. 2004 (1940,1950): Der Mensch. Seine Natur und seine Stellung in der Welt. Wiebelsheim: Aula
- Grammer, K. 1993: Signale der Liebe. Die biologischen Gesetze der Partnerschaft. Hamburg: Hoffmann und Campe.
- Havlicek, J. et al. 2005: Women's preference for dominant male odour: Effects of menstrual cycle and relationship status. Biology Letters, DOI: 10.1098/rsbl.2005.0332
- Klumbies, G. 1974: Psychotherapie in der Inneren und Allgemeinmedizin. Leipzig: Hirzel
- Kulturradio rbb 2007a, Interview Frank Schmidt, 3.7.07, „Kulturradio am Nachmittag“, 16.10
- Kulturradio rbb 2007b, „Das Gespräch“: „Manchmal ist Ärger außerordentlich produktiv.“ 17.11.07,
- Lorenz, K. 1973: Die Rückseite des Spiegels. Versuch einer Naturgeschichte menschlichen Erkennens. München: Piper
- Müller, Silke 2008: Geschlechterrollen sind antrainiert. Märkische Allgemeine Zeitung v. 16.3.08
- Nørretranders, T. 1997: Spüre die Welt. Die Wissenschaft des Bewußtseins. Reinbek: Rowohlt
- Nørretranders, T. 2006: Über die Entstehung von Sex durch generöses Verhalten. Warum wir Schönes lieben und Gutes tun. Reinbek: Rowohlt
- Pawlik, K. (Hrsg.) 2006: Handbuch Psychologie. Heidelberg: Springer
- Peter, T. u. F. Schwab 2010: Statusfacion – über den Zusammenhang zwischen demonstrativem Konsum, Selbstwertgefühl und dem Bedürfnis nach Autonomie. Poster; 11.Jahrestagung MVE-Liste, 24.3.2010, Berlin
- Schmidt-Salomon, Michael 2001: Vom Ehekäfig zum Intimnetzwerk? Anmerkungen zur Politik der Geschlechter. Aufklärung und Kritik H. 2, 2001 (<http://www.schmidt-salomon.de/sexpol.htm>)
- Schuh, H. 2008: Nahrhafte Übeltäter. ZEIT 40:45-46
- Schumacher, A. 1980: Zur Bedeutung der Körperhöhe in der menschlichen Gesellschaft. Diss. Uni Hamburg, FB Biologie

⁶ Rez.: <http://sciencev1.orf.at/sciencev1.orf.at/science/news/113280.html>

- Schwab, F. 2010: „Sex and the City“ als mediale Beeinflussung von Partnerwahlstrategien. Vortr., 11. Jahrestagung MVE-Liste, 24.3.2010, Berlin
- Schwarz, S. u. Hassebrauck, M. 2007: Kleidung als mögliches Signal weiblicher Fertilität - eine Tagebuchstudie. Vortr., 8. Jahrestagung MVE-Liste 29.-31.3.2007
- Schwarz, S. & Hassebrauck, M. (2008). Self-perceived and objective variations in womens' attractiveness throughout the menstrual cycle - A diary study. *Evolution and Human Behavior*, 28, 282-288.
- Spitzer, M. 2008: Starkes Geschlecht - schwaches Geschlecht. (Geist und Gehirn Nr. 120); Bayerischer Rundfunk, BR alpha (TV) 26.9.08 (<http://www.br-online.de/br-alpha/geist-und-gehirn/index.xml>; 28.9.08)
- Stengel, M. 1999: Ökologische Psychologie. München: Oldenbourg
- Todd, P.M., L. Penke, B. Fasolo, A. P. Lenton 2007: Different cognitive processes underlie human mate choices and mate preferences. *Proc. Natl. Acad. Sci* 10.1073
- Trivers, R.L. 1972: Parental investment and sexual selection. In B. Campbell (Ed.): *Sexual selection and the descent of man*. Chicago: Aldine. S.136-179
- Turkheimer, E. (2000). Three laws of behaviour genetics and what they mean. *Current Directions in Psychological Science*, 5, 160-164.
- Voland, E. 2007: *Die Natur des Menschen*. München: Beck
- Willi, Jürg 1975: *Die Zweierbeziehung*. Reinbek: Rowohlt
- Willi, Jürg 1985: *Ko-Evolution*. Reinbek: Rowohlt
- Willi, Jürg 2004: *Psychologie der Liebe*. Reinbek: Rowohlt
- Zahavi, A. 1975: Mate Selection – A Selection for Handicap. *J. Theoret. Biol.* 53: 205-214

Anschrift des Autors:

Prof.em.Dr.Norbert Jung, Str.26 Nr. 11c, 13129 Berlin. nbjung@gmx.de,
www.fh-eberswalde.de/umweltbildung, www.fh-eberswalde.de/jung, Tel.: 030 4743934